

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herold.

Grand, Island Nebr., Donnerstag, den 6. Dezember 1917

Ein Talent.

Humoristische von Rudolf Presber.

Der erste Napoleon war ein recht talentvoller Mann. Das geben selbst die Leute zu, die heute auf dem Papier seine Siege von Marengo bis Austerlitz wesentlich verbessern, seine Ueberzöpfung durch Anstalt und Bedenken im Tisfiter Frieden hochlobend nachweisen und die Erfindung der nützlichen Nähmaschine durch Stone und Henderston im Jahre 1804 für wichtiger und bedeutungsvoller für die Geschichte der Welt erklären, als die zufällig im gleichen Jahre erfolgte feierliche Salbung des Korzes durch den Papst zum Kaiser der Franzosen.

Und da man Gleiche gern durch Gleiche aburteilen läßt, so hatte der immerhin recht talentvolle Napoleon ein gewisses Recht, über Talente im allgemeinen zu urteilen. Da es nun ferner in seiner Gewohnheit lag, kein Recht, das ihm irgend zustand, umbeugen zu lassen, so finden sich in seinen von der Fierist der Gerrenen aufbewahrten Worten und Schriften mancherlei Auslassungen über solche oft unbenutzte Talente, die es wagen, im Gewühl der korrekten Tugendstüpe und braven Herdenmenschen durch irgendwelche Fertigkeiten und Besonderheiten des Geistes aufzufallen.

Ein Wort unter diesen nicht ganz wertvollen Auslassungen des merkwürdigen Mannes, dem einst halb Europa zitternd die Stiefel leckte, hat mir immer einen besonderen Eindruck gemacht.

„Es ist oft“, sagte er in einer guten Stunde, „ebenso gefährlich, Talente zu haben, als deren zu erlangen. Kannst du die Geringfügigkeit vermeiden, so verfolgt dich der Neid.“

Wer als kleiner Artillerieoffizier, dann, schließlich, als Offizier begann und sich schon schmeicheln ließ, in dem kleinen Städtchen Balence die tugendhafte Tochter der Madame de Colombier, ihr Frühstudium mit ihm teilte, und wer zwanzig Jahre später den alten, arroganteren Kontinent gehörig zu seinen Füßen sah und als Kaiser die Hand der Kaiserin ertragen konnte — und das alles, so sagen die Leute, durch sein nicht zu leugnendes „Talent“ — der hat schließlich eine gewisse Erfahrung in seiner Verfolgung, der solches Talent erst durch Geringfügigkeit und später durch Neid ausgeht ist.

Und weil ich über dieses vor reichlich zehn Jahren ebenso dachte, wie heute, schrieb ich damals dem tüchtigen Vortage Federlachs das Wort des Kaisers in das saffiangefüllte Stammbuch: „Es ist oft ebenso gefährlich, Talente zu haben, als...“ Na, und so weiter.

Heute war Vortage Federlachs bei mir.

Ich hätte sie vielleicht nicht erkannt. Deshalb hatte sie das saffiangefüllte Stammbuch mitgebracht. Aus dem leicht angelegten Blätter stieg ein wohlbestimmter Duft. Ich sah die wichtigen Worte. Ich erkannte meine Schrift. Und die ganze, alte Zeit stieg mir heraus. Jene Zeit der goldenen Jugendzeiten, der schweifenden Träume und der beseligenden Korzheiten. Jene Zeit, in der wir alle bereit sind, an einem warmen Frühmorgens mit der zärtlichen und doch tugendhaften Tochter einer Madame de Colombier stöckliche Stiefeln zu essen; jene Zeit, in der wir alle ein wenig daran glauben, daß wir so oder so mal den alten Kontinent gehörig zu unseren Füßen sehen.

Und das kommt meistens anders. Ich hatte neulich noch an Vortage Federlachs gedacht. Nun erstmal seit Jahren. Es war im „Aboer“, als ich Wolzogen's „Höhe Schule“, fünf Alie aus dem Voben eines Mädchens von Talent, um vorübergehend sah. Die kleine Ministerin Feldin Wolzogen's Stiefel und hielt sich so fachte in die Höhe. Im letzten Akt hat sie ein Schloß und einen Autoschierwagen und einen Groom in schönen hirschedernen Seifen. Ja und richtig: einen Mann hat sie auch.

Vortage Federlachs hat kein Schloß und keinen Autoschierwagen und keinen Groom mit schönen hirschedernen Seifen. Auch keinen Mann hat sie. Bloß Talent. Noch immer Talent...

Vater Federlachs hatte, als ich ihn kennen lernte, ein Wagengehirn. Er lag in seiner Portierloge stets

auf dem grünen Nipssofa in einer jeffsonnischen Sphalangenlinie und pflegte dieses Magengehirn, das ihm auch den Stoff zu allen Gesprächen lieferte. Es war ein außerordentlich merkwürdiges Magengehirn. Es wurde nicht besser damit und schlimmer wurde es eigentlich auch nicht.

Vater Federlachs behauptete, daß ihm mal ein sehr tüchtiger Arzt, der in dem Hause gewohnt, das der Dohut der Familie Federlachs unterstand, Kirchwasser für dieses Gehirn verordnet habe. Da diese Konsultation ohne Zeugen stattfand, so war nie festzustellen, ob der Doktor wirklich eine so seltsame Kur gegen „ulcus ventriculi chronium“ — mir darum konnte es sich doch bei so langer Leidenszeit handeln — vorgeschlagen oder nicht. Der Mediziner selbst war nicht mehr zu finden, so zu stellen, da er kurze Zeit nach dieser höchst erhaunlichen Verordnung in schwerer starrer Alkoholvergiftung aus dem Leben gefallen war und den Hals gebrochen hatte.

Vater Federlachs aber ehrte den Toten durch treues Festhalten an der einmal verordneten Kur. Er bekämpfte sein Nieschium manhaft mit beträchtlichen Quantitäten Kirchwassers und überließ die Pflichten des Portiers nicht anders, wie die Pflichten, welche die Erziehung Vortage's anvertraute, vertrauensvoll der Gattin.

Nur hin und wieder gab er von dem grünen Nipssofa aus seine Direktiven, deren Sinn freilich, besonders wenn der liebe Patient gerade seine „Medikamente“ genommen hatte, nicht immer ganz klar war und demgemäß von Mutter Federlachs wenig beachtet wurde.

Vortage's Mutter hatte sich längst daran gewöhnt, in dem mächtigenden Gatten nichts mehr zu sehen, als eine mühsame, aber unüberwindliche Verzerrung des grünen Nipssofas. Sie ging ihren häuslichen Pflichten nach, lehrte die Treppe, beherrschte die Dienboten der verschiedenen Parteien über Heintichkeit im Hause, zankte sich mit dem Briefträger, den sie nicht leiden konnte, ließ nur die Bekandstunde auf jedes Klingelzeichen die Kautür springen, lockte, kloppte Strümpfe, wusch und hand bei dieser vielreihigen Tätigkeit immer noch Zeit, die einzige Frucht ihrer Liebe zu der Jeffsonnlinie auf dem Nipssofa, ihr Vortage, zu unterweisen, zu belehren und durch vorbildlichen Wandel zu erziehen.

Aus Vortage mußte „etwas“ werden, etwas „Höheres“. Das war ihre Ansicht, ihr unerrindbares Ziel, ihr idealer Lebenszweck. Was sie sich zunächst unter dem „Höheren“ vorstellte, sollte, darüber war sie sich noch nicht klar. Nur das stand fest bei ihr: Vortage sollte in seiner Kellerrwohnung mit einem Nipssofa mit Zubehör endigen. Denn Vortage war ein außergewöhnliches Kind.

Mit drei Jahren hatten sich bereits ihre erstaunlichen Fähigkeiten so weit entwickelt, daß sie ihrem Vater, dessen betrübendes Leiden gerade damals begann, selbstständig die „Medizin“ aus dem Ausblick über der Straße holen konnte. Mit vier Jahren konnte sie zwei kleine, leider ziemlich sinnlose Gedichte auswendig, die ihr die Mutter jeden Abend aus einem außerordentlich bunten Bilderbuche vorlas. Ihre Witzspiele kannte keine Grenzen, so daß sie zuweilen nach Dingen fragte, für die ihrer Mutter die rechte Antwort fehlte. Wie zum Beispiel, ob der Mond Eier legen könne und warum der Vater eine so rote Nase habe...

Als ich ins Haus zog, war Vortage etwa zehn Jahre alt, und ihr „Talent“ stand bereits bombastisch. Man sprach im Hause davon — wie die Leute nun einmal sind, nicht durchweg gütlich. Napoleon hat das ganz richtig angedeutet: der Neid!

Einige fanden es genehlich und unbenommen, daß Vortage an jedem offiziellen Festtag des christlichen Jahres, sowie an Familienfesten, deren Daten man in der Portierloge leicht aus Art und Geringfügigkeit des Verkehrs nach den einzelnen Etagen entnehmen konnte, mit einem blauen oder roten Schlupp auf der Kehle und einer halbweißen Blume in der Hand anzugespringen kam, um ein Gedicht anzujagen. Daß dieses Gedicht meist sehr lang war, stellte zwar dem Gedächtnis der Vortragenden ein erhebliches Zeugnis aus, wurde aber nicht recht als Erhöhung des unbestimmten Gemüses gewürdigt. Auch, daß es böse Menschen, die meinten, das in solchen Fällen der natürlichen Dankbarkeit entspringende kleine Geschenk spiele in den Entschuldigungen Vortage's und ihrer meist strahlend miterschienenen Mutter die Hauptrolle.

Als ich dem Regierungsrat, der mit mir auf demselben Korridor wohnte, meine Aufstansvisite machte, sagte er im Laufe des Gesprächs, indem er mit nervösen, spitzen Fingern die Sardellen auf seinem Haupt ordnete: „Sie wissen, daß das Kind der Portiersleute Talent hat?“ Ich wußte es nicht, aber ich hörte aus dem spitzen Ton der Frage, daß die Nase dieses Talents ihre Dornen haben mußte.

Die Bestätigung erfolgte noch am selben Tage. Ich war gerade dabei, mich über die Hauptverfälschung zu ärgern, die mir beim Anspähen und Anspähen meine Bilder und Spiegel zerhackte, da erschien Vortage, in einem weißen Kleide mit ausgehüllten Armen, aus denen keine, mit blaugrauer Haut überzogene, reizlosen Knochen hingen; und ob ich es noch hindern konnte, sagte mir das tüchtige Kind ein Gedicht auf —

Zum Einzug!

„Du ziehst bei in die neue Wohnung.“

Das ist ein Gedicht vor dich sein —

Es war höchst idyllisch. Und sehr lang. Ich wollte mehrfach unterbrechen und danken; aber die stolze Vortage's lebende Mutter winkte mir energisch ab.

Als die Dichtung zu Ende war, hatten die Handwerker zwei Schränke fertig gestellt, meine halbe Bibliothek durcheinandergeworfen und meinen einzigen Kronleuchter mit sieben Glöckchen in den Schloßzimmer gehängt, wo ich niemals Gas brenne.

Anschließend kostete mich der Gemüts drei Mark, da mir Vortage's Mutter erzählte, daß diese kleine habe eine Spardbüchse...

Trübsinnig war ich auf den Einfall gekommen, Frau Federlachs zu bitten, während der ersten Tage bei mir aufzuräumen. Auf diese Weise kam sie hinter meinen Familienkalender. Und nun wurde ich an den unangenehmsten Tagen durch Gedichte aus Vortage's amüßigem Mund bedrängt; am Todestage meines Großvaters, am Verlobungstag meiner Eltern, am dem Tag, da ich vor Jahren den Doktor gebaut, und an vielen anderen Tagen, die mir festlich zu begehen nie eingefallen wäre. Und da ich, wie die gute Frau Federlachs bald wußte, ein Schriftsteller war, so kam das sinnig beratende Gedicht an Schillers Geburtstag, um mir die „Glocke“ anzujagen (ein Gedicht, das mir immer für stimmungsvoll, Privatfestlichkeit ein wenig lang erschienen ist) und ein weiches Todestag, um mir den „Erkönig“ zu verlegen.

Das kostete mich jedesmal drei Mark. Das war so hübschwendig-vereinbarte Lare. Aber auf die Dauer wurde mir das ein bisschen viel. Und außerdem lag eigentlich bei mir keinerlei Bedürfnis vor zu derartigen deklamatorischen Improvisationen.

Da ich nun der Mutter, Gefühle zu verlegen fürchte und in Herrn Federlachs — wenn er nicht unter der unmittelbaren Wirkung seines Medikaments stand — immer noch den mühsamer Denkenden erblickte, so ergriffte ich eines Tages den glücklichen Moment, da Frau Federlachs gerade mit Vortage beim Regierungsrat war, der eine Erbitte verloren hatte und deshalb das „Grab am Vujento“ anhören mußte. Ich eilte zu Herrn Federlachs hinunter, legte mich vertraulich neben sein grünes Nipssofa und machte ihn folgenden Vorschlag: Ich wollte jeden Monat sechs Mark zur Auszubildung von Vortage's Talent beisteuern. Dafür sollte das talentvolle Kind erst in einem Jahre wieder zu einer „Prüfungskommunikation“ bei mir erscheinen.

Federlachs akzeptierte, bestand aber darauf, daß ich die erste Rate dieser gemeinnützigen Stiftung sofort bei ihm hinterlege. Das geschah.

Als der Regierungsrat von meinem Abkommen hörte, sagte er: „Ich bin im Grunde fatalist. Ich habe angenommen, daß es im Schicksalsbuch urzeitlich vorgeschrieben ist, daß die „Kraniche des Nipssofa“ jedes Jahr anhöre, wenn ich eben als Regierungsrat von der Eröffnung der Gefälligkeitsstellung nach Hause komme. Aber wenn Sie meinen...“

Und er ging hin und kaufte sich mit sieben Mark monatlich für zwei Jahre los, wobei er ausdrücklich ausbedingte, daß er auch am Neujahrsmorgen nicht durch Gesang geweckt werden dürfe...

Vortage wuchs heran. Sie trug lange Kleider und ging in die Theaterschule. Sie hatte einen hohen Hut auf dem Kopfe mit sehr vielen Rosen. Und immer wieder unter dem Arm.

Die meisten ihrer Unterrichtsstunden schienen abends zu liegen. Die Mutter bestätigte das. „Von wegen die Beleuchtung“, sagte sie. „Ich traf Vortage einmal beim Nachhausekommen so im Witternachts im Hausflur. Sie war gerade dabei, ihren Korridorschlüssel zu suchen, klapperte wunderbarlich mit dem Augenbedeln und lachte grundlos, aber sehr vergnügt. Wer nicht beständig genutzt hätte, daß sie eben von anregender Lektion kam, hätte geschworen, Vortage sei im Verfolge eines kleinen Champagnerchips. War Vortage aber zufällig zu Hause, so trieb sie ein so einfüßiges und geräuschvolles Rollenstudium. Mehr als einmal kamen Freunde, die mich besuchen wollten, ganz entsetzt ins Zimmer gestürzt: „Sie, Doktor, in Ihrer Portierloge muß ein Verbrechen begangen werden; oder eine schandhafte Zornilienzene findet da statt...“

Ich wußte dann schon, Vortage war das wahnsinnigste Gretchen im Kerker oder so was Schönes. Es muß sich jemand beim Hauswirt beschwert haben. Dieser Vortage nannte Vortage's „Studium“ einen „Aufzug“ und verbot ihn kurzerhand. Wenn sie partout zur Kunst wollte, soll er geschrieben haben, so möge sie doch lebende Darstellung plastischer Kunstwerke für den „Wintergarten“ einüben. Das machte keinen Värm und sei auch sehr schön.

Vortage war empört über diese zynische Beleidigung ihrer Ideale. Sie zog aus.

Wenn sie in der Folgezeit ihre Eltern besuchen kam, fuhr sie im Taximeter an. Und sie trug noch viel mehr Rosen als im Hüften. Sie luderte jetzt die „Kamelle“, erklärte mir damals ihre Mutter. Sie meinte wohl die Kamelle...

Jeden Abend, wenn ich nach Hause gehe, komme ich an dem Laden vorbei. Ich konnte noch den Bauplatz, auf welchem das lubistische Haus entstand, sehen, aber hoch, mit ausladenden Fenstern und zwei ungeschlachten Niesen neben dem Lare. Der Niese rechts streckte seine maffige Faust über den Schlächterladen, der der Hauswirt innehatte und schien jedes Wippenstiel, jede Neule nachdrücklich gegen Einbrecher verteidigen zu wollen.

Der Hauswirt zog ein, sobald es irgend angeht. Der Laden links aber wurde noch bearbeitet, poliert, geschmückt, bis eine Art Leberladen entstand. Umhüllter Marmor an den Wänden, hohe Spiegel, Stuhl und Gold. Sehr viel Gold. Gold war an der Decke, Gold am Latentisch, inkrustiert, und Gold viel Gold lag auf den weiß ausgefärbten Brettern der Schaufenster.

Ein Juwelier zog ein. Ein Spezialist. Er führte keinen „Modenschmuck“, keine Halsketten. Seine Ringe waren in Platin gefaßt, seine Uhren hoch wie die Stirn eines Idioten. Umhüllter schlängelten sich vielfarbig auf dem weichen Samt der Schaufenster. Rubine reisten sich an Diamanten, Saphire bligten, matte Perlen schlössen sich zu langen Schnüren. Hinter dem Latentisch stand der „Lef“ in taubelosem Gefroren und verbeugte sich mit der Würde eines geschulten Diplomaten.

Die Preise entsprachen der Höhe der Miete. Aber eine geschickte Kellame setzte ein, und die Kunden kamen in Equipagen und Autos, elegante Damen, Herren in Gehpelz und spiegelndem Zylinder. Das Geschäft lohnte. Der Juwelier rief sich die Hände, und der Hauswart stand breitbeinig vor dem Tore, zog an seiner Peife und war völlig wunschlos.

Als ich im Herbst in die Stadt zurückkam, hatte sich dieses Bild satter Begehrigkeit gründlich geändert. Die tote Saison lag dazwischen und leider auch ein häßlicher Prozeß, den der Kurator eines entmündigten Verwunders dem Juwelier anhängte. Die Sache endete mit einem lahmern Vergleich; aber die Spezialkundschaft des Ladens war topfisch geworden, zögerte mit den Einkäufen, blieb schließlich ganz aus. Die teureren Ringe, Uhren, Ketten verschwanden von dem weichen Samt der Schaufenster und machten billigeren Artikeln Platz. Dann verschwanden auch diese und der Laden blieb leer zurück. Der Hauswart zeigte eine gesuchte Stirn und rauchte nurmehr kalt. Große weiße Zettel klebten kreuzweise an den Spiegelscheiben. Lange, sehr lange.

Dann mietete ein Delikatessenhändler. Auch ein Spezialist. Das Spe-

ziellste, was an Spezialitäten zu haben war. Er führte Spargel im November, Rirschen im Januar, und junge Gänse im März. Die Spargel waren wässrig, die Rirschen bloße Phantome, die Gänse „gemacht“, von Säubern abzufahren. Aber — „Preiswärts!“ Und teuer; sehr teuer!

Der Delikatessenhändler verkaufte nur französischen Selt — deutscher Schaumwein war ihm zu gewöhnlich — italienisches Frühobst, russischen Kaviar. Seine Schaufenster, eine wahre Farbenharmonie, wurden täglich neu umgedichtet. Von hochgeachteten Fachgelehrten. Gezüderte Weichen aus Florenz schmiegten sich an Wolgastörze, Riesenhummer flatterten an Bananen in die Höhe, Sträuße von Trüffel setzten schwarze Fiede auf das rosige Fleisch der Lachs.

Das Kellergeschoß wurde zur Weinflube. Die Zigeuner siedelten Nacht für Nacht, und außer den Wirteln der unteren Stockwerke, die den Värm aus erster Hand bezogen, sah man im ganzen Hause nur vergnügte Gesichter. Der Hauswart strahlte. Der Laden lohnte doch einmal! Der würde den Veltzer nicht so bald wechseln! — Dann kam der Krieg.

Anfänglich suchte der Laden frampfhaft an seinem gewohnten Bild festzuhalten, an dem Bild der Respektabilität. Und an dem täglich neu angegedichteten Schaufenster. Nur das Material wechselte. Es wurde sozusagen volkstümlicher. Weintrauben im September, dann Tafeläpfel, die auch der Nibberbemittelte erschwingen konnte, und ausgefucht schöne Birnen. Schon mifchten sich deutsche Warten unter die französischen Schaumweine, deutsche Schokoladen machten den berühmten französischen den Rang streitig, und die Whittfabler Auster schwanden gänzlich. Ein verträgliches Kaviar erlebte die Zigeunerkapelle zur Freude der Mieter aus dem ersten Stock.

Jede Woche konnte ich Veränderungen an den Schaufenster bemerken. Den Wolgastörzen folgten Masthühner; die Masthühner verschwanden und machten bescheidenem Geflügel Platz; das Geflügel wechselte und feste Hennen lagen aus.

Hafen und Rebbühner hielten sich den ganzen ersten Kriegswinter hindurch. Dann, o Schreck, erschienen die ersten Korzener. Zuoberst in vornehmer Aufmachung, Wächergumme und Spargel. Dann, verklämt im Hintergrund, später immer dreier, Wächergumme, Suppenwürfel und kondensierter Milch. Dazwischen Dauernwurk, und als Glangpunkt Hopfenalat. Ganz gewöhnlicher, gemeiner Hopfenalat, wie ihn vordem jeder Krämer führte!

Das war der Abstieg, der Uebergang vom Spezialisten zum Kolonialwarenhandlender; war, mit einem Wort, die Katastrophe. Mit dem Erlös von Dauernwurk und Korzenern läßt sich keine Phantomsiemete bezahlen. Ich wunderte mich daher auch nicht weiter, als der Hauswart kummerdoff dreinsah und wenig später die verhängnisvollen weißen Zettel abermals an den Spiegelscheiben befestigen mußte.

„Zu vermieten! Zu vermieten!“

Das stand an dem Laden lange zu lesen. Sehr lange. Ich hatte mich allmählich an den Anblick des leeren, dunklen Ladens gewöhnt und fleißig über die Begehrigkeit alles Jrdischen philosophiert. Bis mir der Stoff und die Zuhörer ausgingen; die Zuhörer freilich zuerst. Der Laden schlief und hielt sich für den Frieden bereit. Ich tröstete mich also über den traurigen Anblick, und der Hauswart hätte sich auch trösten sollen. Der Laden und seine Schaufenster hielten mich nicht mehr vom Heimgehen ab. Ich kam jetzt täglich um einige Minuten früher nach Hause. Täglich. Nur gestern nicht. Da verpatete ich mich beträchtlich.

Der Laden — der Laden war wieder außerhanden! Hell erleuchtet strahlte er, Mädchen und Frauen umdrängten ihn. Drinnen am Tisch hantierte ein dicker Mann mit Wache und Gewichten, und vor dem Tore stand der Hauswart strahlend, überglücklich, und rauchte mit doppelter Freische, um die verlorene Zeit einzubringen. Ich schlängelte mich an ihn heran.

„Der Laden wieder vermietet?“ fragte ich.

„Nicht wahr?“ sagte der Hauswart glücklich. „Nicht wahr? Der Andrang! Kartoffeln werden verkauft, gute Speisekartoffeln! Das lohnt doch! Nun kann der Wirt ruhig schlafen!“

Der Laden.

Evolutionen von Gisela Kog.

Der Laden links aber wurde noch bearbeitet, poliert, geschmückt, bis eine Art Leberladen entstand. Umhüllter Marmor an den Wänden, hohe Spiegel, Stuhl und Gold. Sehr viel Gold. Gold war an der Decke, Gold am Latentisch, inkrustiert, und Gold viel Gold lag auf den weiß ausgefärbten Brettern der Schaufenster.

Ein Juwelier zog ein. Ein Spezialist. Er führte keinen „Modenschmuck“, keine Halsketten. Seine Ringe waren in Platin gefaßt, seine Uhren hoch wie die Stirn eines Idioten. Umhüllter schlängelten sich vielfarbig auf dem weichen Samt der Schaufenster. Rubine reisten sich an Diamanten, Saphire bligten, matte Perlen schlössen sich zu langen Schnüren. Hinter dem Latentisch stand der „Lef“ in taubelosem Gefroren und verbeugte sich mit der Würde eines geschulten Diplomaten.

Die Preise entsprachen der Höhe der Miete. Aber eine geschickte Kellame setzte ein, und die Kunden kamen in Equipagen und Autos, elegante Damen, Herren in Gehpelz und spiegelndem Zylinder. Das Geschäft lohnte. Der Juwelier rief sich die Hände, und der Hauswart stand breitbeinig vor dem Tore, zog an seiner Peife und war völlig wunschlos.

Als ich im Herbst in die Stadt zurückkam, hatte sich dieses Bild satter Begehrigkeit gründlich geändert. Die tote Saison lag dazwischen und leider auch ein häßlicher Prozeß, den der Kurator eines entmündigten Verwunders dem Juwelier anhängte. Die Sache endete mit einem lahmern Vergleich; aber die Spezialkundschaft des Ladens war topfisch geworden, zögerte mit den Einkäufen, blieb schließlich ganz aus. Die teureren Ringe, Uhren, Ketten verschwanden von dem weichen Samt der Schaufenster und machten billigeren Artikeln Platz. Dann verschwanden auch diese und der Laden blieb leer zurück. Der Hauswart zeigte eine gesuchte Stirn und rauchte nurmehr kalt. Große weiße Zettel klebten kreuzweise an den Spiegelscheiben. Lange, sehr lange.

Dann mietete ein Delikatessenhändler. Auch ein Spezialist. Das Spe-

ziellste, was an Spezialitäten zu haben war. Er führte Spargel im November, Rirschen im Januar, und junge Gänse im März. Die Spargel waren wässrig, die Rirschen bloße Phantome, die Gänse „gemacht“, von Säubern abzufahren. Aber — „Preiswärts!“ Und teuer; sehr teuer!

Der Delikatessenhändler verkaufte nur französischen Selt — deutscher Schaumwein war ihm zu gewöhnlich — italienisches Frühobst, russischen Kaviar. Seine Schaufenster, eine wahre Farbenharmonie, wurden täglich neu umgedichtet. Von hochgeachteten Fachgelehrten. Gezüderte Weichen aus Florenz schmiegten sich an Wolgastörze, Riesenhummer flatterten an Bananen in die Höhe, Sträuße von Trüffel setzten schwarze Fiede auf das rosige Fleisch der Lachs.

Das Kellergeschoß wurde zur Weinflube. Die Zigeuner siedelten Nacht für Nacht, und außer den Wirteln der unteren Stockwerke, die den Värm aus erster Hand bezogen, sah man im ganzen Hause nur vergnügte Gesichter. Der Hauswart strahlte. Der Laden lohnte doch einmal! Der würde den Veltzer nicht so bald wechseln! — Dann kam der Krieg.